

Die University Settlements in den Ostquartieren Londons

Autor(en): **Pfändler, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **34 (1924)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und bei all diesen Schulorganisationen kam die eine Hauptforderung der Philanthropisten deutlich zum Ausdruck: Befreiung der Jugend von der Unnatur der damaligen öffentlichen Erziehung, Befreiung von einem geisttötenden, statt geistigem Leben weckenden Lehrverfahren, einem unfruchtbaren Gedächtniskram, wodurch das Lernen zur Qual wurde. Und als dann Pestalozzi gegen Ende des 18. Jahrhunderts seine pädagogischen Ideen der Welt verkündete, da fand er den Boden durch die Arbeit der Philanthropisten so vorbereitet, dass seine Saat aufgehen musste. W. K.

Die University Settlements in den Ostquartieren Londons.

Von Prof. Dr. W. Pfändler.

Manchen, der von den Slums des Eastend, den schmutzigen Quartieren des Londoner Ostens, sprechen hört, überkommt ein leises Gruseln. Er stellt sich vor, es leben hier nur Diebe und Mörder beisammen, und man könne sich nicht ohne Lebensgefahr in jenen Distrikt wagen. Allerhand Geschichten von Greuelthaten leben im Gedächtnis wieder auf, Geschichten von Entführungen, unaufgeklärten „Moritaten“, wilden Tänzen in den Opiumhöhlen. Die ältere Generation erinnert sich an Jack the Ripper, dem in den achtziger Jahren mehr als zwanzig Frauen zum Opfer fielen, der lange Zeit allen Nachstellungen entging und, einmal eingefangen, auf höchst abenteuerliche Weise wieder aus dem Gefängnis entkam. Äussert man einen Wunsch, diese Quartiere des Elends einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so erhält man von seinen Londoner Freunden vorsichtige Weisungen, ja kein Geld, keine Uhr und dergleichen mitzutragen, sondern in den ältesten Kleidern, und wenn möglich, in Begleitung eines Polizisten dorthin vorzudringen. Eigentlich versteht der Londoner Freund, der diese weisen Ratschläge gibt, gar nicht, weshalb man sich für diese schmutzige, verkommene Welt interessieren sollte. Er selbst ist wohl seiner Lebtag nie dorthin gekommen und hat sein Wissen nur aus der Zeitung, die ihm mindestens einmal in der Woche irgendeine Schreckensgeschichte aus dem Osten serviert. Solch irrige Vorstellungen hatte ich nun allerdings nicht. Vor 24 Jahren, als ich noch in London wohnte, hatte ich mit einem jungen Irländer einmal einen Streifzug durch die Strassen von Whitechapel unternommen und eines Samstag nachts dem Markte in Petticoat Lane und den angrenzenden Gassen meinen Besuch abgestattet. Die Ware, die dort allwöchentlich zum Verkauf ausgestellt wird, soll zum grossen Teil gestohlenes Gut sein. Ich hatte mir an einem dieser Stände beim flackernden Schein einer Lampe ein Schachspiel erworben und meine Beute stolz gehütet im

Glauben, es sei auch mit meinem Schachkästchen irgendein romantisches Abenteuer verbunden.

Bei meinem diesjährigen Frühjahrsaufenthalt in London wollte ich nun einen längst gehegten Plan zur Ausführung bringen und eines der University Settlements genauer kennen lernen. Mansfield House in East Ham war mir durch einen Freund, der ein Jahr in dieser Siedelung zugebracht hatte, ziemlich gut bekannt; es fehlte nur die eigene Anschauung. Über die Entstehung der Siedelungen zuerst einige Worte: In den neunziger Jahren war von den englischen Universitäten, hauptsächlich von Oxford, eine soziale Bewegung ausgegangen, die sich nicht nur in Theorien und Vorträgen erschöpfte, sondern energisch und opferfreudig zu Werke ging und versuchte, die Lage der unteren Bevölkerungsschichten so viel als nur möglich zu bessern. Das konnte auf verschiedenste Weise geschehen: Einmal durch Beschaffung ordentlicher Wohnräume und passender sanitärer Vorkehrungen. Hier mussten natürlich die Landesgesetzgebung und die Ortsbehörde Hilfe schaffen, aber die Besserung kam, wenn auch nur langsam und etappenweise wegen den grossen finanziellen Konsequenzen und den Widerständen bei den bürgerlichen Klassen. Einzelne Industrielle, wie Cadbury, Rowntree, Lever, fast durchwegs Quäker, gingen mit dem guten Beispiel voran und erstellten ihre Musterdörfer und Musterstädtchen wie Port Sunlight, Earswick, Bourneville, wo bequeme, gesunde Wohnräume mit einfacher, aber geschmackvoller Ausstattung den Arbeitern gegen kleinen Zins überlassen wurden, wo hübsche Gärten den Sinn für Naturfreude weckten und mannigfache Anregung durch Klublokale, Bibliotheken, Konzerte und Vorträge geboten wurde. (Gerade heute ist wieder eine solche Gartenstadt nördlich von London im Entstehen begriffen, die Welwyn Garden City, die in wenigen Jahren musterhaft ausgebaut sein wird.) Was im engern Umkreis Quäker und andere Philanthropen in ländlichen Distrikten anstrebten, das versuchten andere soziale Reformer, vorab die Fabier, in London zu erreichen. Sie liessen sich mitten unter den verachteten und verrohten Bewohnern des Eastend nieder und gewannen deren Zutrauen durch ihre Hilfsbereitschaft hauptsächlich dadurch, dass sie durch ihr eigenes Beispiel die besseren Elemente der Ostquartiere zu einem menschenwürdigen Dasein heranzogen. Die schlimmen Elemente, die Trunkenbolde, die moralisch Verkommenen blieben diesen Bestrebungen meistens ferne. Aber es galt die Jungen zu retten, und der freundschaftliche Ton, die unentgeltlichen Kurse, die Turn- und Spielabende, die Gelegenheit ein Instrument spielen zu lernen, in einem Orchester mitwirken zu dürfen oder den Sonntagskonzerten beizuwohnen, lockten bald grosse Scharen in die Versammlungssäle und gewannen der neuen Bewegung unter der jungen Welt begeisterte Anhänger. Die Eltern waren von diesem Hilfswerk nicht ausgeschlossen. Für sie wurde unentgeltliche juristische Beratung, the Poor Man's Lawyer, eingeführt, ihnen wurde medizinische Hilfe und Aufklärung geboten. Auch stellten sich bedeutende Politiker, Literaten wie Sidney Webb,

Bernard Shaw und Männer der Wissenschaft in den Dienst der Sache und hielten Vorträge. Da wo die Fabier und die Universitätssiedlungen versagten, setzte oft die Heilsarmee nochmals an und rettete mit ihrer hingebenden, vor keinen persönlichen Opfern zurückschreckenden Arbeit viele, die zu tief gesunken oder zu elend waren, um sich in eine einigermaßen anständige Umgebung zu wagen.

Die Idee der Oxforder war nun, nach Abschluss ihrer Studien sich ein bis mehrere Jahre dem Hilfswerk in den Slums zu widmen, entweder, wenn es ihre Mittel erlaubten, sich dieser Aufgabe restlos hinzugeben oder sich in London irgendwelche berufliche Tätigkeit zu suchen und die Abende, freien Nachmittage und Sonntage in den Dienst der guten Sache zu stellen. Hier kamen junge Ärzte, Juristen, Theologen, aber auch Lehrer und Kaufleute zusammen, und für sie alle war genug Arbeit da. Der eine gab Gratiskonsultationen als Rechtsanwalt, der andere betätigte sich in der Verwaltung, ein dritter übernahm Klassen in Englisch, Französisch, Deutsch, Maschinenschreiben, kaufmännischer Korrespondenz und dergleichen, wieder ein anderer gab eine Serie von Vorträgen mit oder ohne Projektionen, beaufsichtigte die Lesesäle, half mit bei der Einstudierung von Theaterstücken, für die nach und nach aus privaten Mitteln geeignete Lokalitäten und Geräte beschafft wurden, und noch andere waren Leiter von Turnabenden, Kadetten- und Wandergruppen. Sehr populär waren von Anfang an die Pleasant Evenings (Vergnügte Abende) und die Pleasant Sunday Afternoons (Sonntag-Nachmittags-Unterhaltungen), wo volkstümliche Stücke, aber auch sehr gediegene Kompositionen vorgetragen wurden und bei allerlei Kurzweil eine Tasse Tee und Butterbrot unentgeltlich zu bekommen waren. Nach und nach erwuchsen den Akademikern aus den Arbeiterklassen selbst wertvolle Hilfskräfte, die, dankbar für das, was sie empfangen hatten, sich auch aktiv beteiligten, im Turnsaal, auf der Bühne, beim Orchester die rechte Hand der „Settler“ waren und immer mehr die Rolle von Leitern und Ratgebern übernehmen konnten. Eine wichtige Tätigkeit der Siedlungen bestand darin, bei der Agitation für die Wahlen ins Parlament und in die Lokalbehörden Kandidaten aufzustellen, die bereit waren, in den Räten unablässig für die Bedürfnisse der untersten Volksschichten einzutreten, Mittel für die Hebung dieser ärmsten Mitmenschen zu beschaffen und menschenwürdige Lebens- und Arbeitsverhältnisse herbeizuführen.

Nach dieser allgemeinen Orientierung komme ich auf meine persönlichen Beobachtungen vom 11. April dieses Jahres zu sprechen. Der Warden (Vorsteher) von Mansfield House hatte mir auf meine Anfrage mitgeteilt, dass die Winterarbeit nun fast zu Ende sei, und dass sich nach Ende März kaum mehr ein richtiges Bild von der Wirksamkeit der Siedlung geben lasse; er würde sich immerhin freuen, mich an einem Freitag, wo noch einige Klassen Unterricht bekommen, und die Jugendriege ihre Übungen abhalte, zu empfangen und mich über Bestrebungen und Leben im Settlement aufzuklären,

ich könnte am besten beim Abendessen den Insassen vorgestellt werden. Einige Weisungen, wie ich das Quartier ohne Schwierigkeit erreichen könne, waren in zuvorkommender Weise beigegeben worden. Ich nahm also am folgenden Freitag nachmittag meinen Weg zur City und schlenderte gemächlich durch Fleet Street und den Ludgate Hill hinauf zur St. Pauls-Kathedrale. Es war noch fast zwei Stunden zu früh für meine Expedition. Was konnte ich Besseres tun, als drinnen unter dem mächtigen Dome dem Abendgottesdienst mit dem wundervollen Chorgesang lauschen. Man kann sich dem Zauber eines solchen „Evensong“ nicht entziehen. Die vollendete Reinheit und Weichheit der geschulten Knabenstimmen, die Harmonie des gewaltigen Gebäudes, die Denkmäler einer grossen Vergangenheit, die überall dem Blicke begegnen, alles stimmt zur Andacht in der Pauls-Kathedrale. Von der „Stone Gallery“, die sich hoch oben um den Kuppelbau zieht, betrachtete ich eine Weile die gefüllten Verkehrsadern der Altstadt, und weiter weg schweifte der Blick zu den in Nebel getauchten Spitzen und Türmen Londons. Unvermerkt war es Zeit geworden, meinen Weg nach dem Osten unter die Füsse zu nehmen. In den Strassen wimmelte und krabbelte es jetzt wie in einem Ameisenhaufen. Alles jagte davon, froh, der anstrengenden Tätigkeit in den Cityschreibstuben für einmal entrückt zu sein. Die freundliche Auskunft des allzeit hilfsbereiten Polizeimannes wies mir einen Autobus, der nach Canning Town fuhr. Ich kletterte aufs Dach und besah mir im Vorbeifahren die emsige Menge, die auf allen Seiten aus den Geschäftshäusern herausströmte und eilenden Laufes irgendeine Fahrgelegenheit suchte, um nach Hause zu gelangen. Von Fenchurch Street gings nach Whitechapel, dann bog der Wagen in die endlose Commercial Road und kam nach Poplar und Stepney. Richtig, das war ja der Ort, wo Dr. Barnardo, der Vater der Niemandskinder, vor bald 60 Jahren für seine verwahrloste Schar Obdach und gesunde Lebensverhältnisse geschaffen hatte. Barnardo's Homes beherbergen jetzt etwa 8000 Kinder, 120,000 Menschen sind ihrer Wohltaten bereits teilhaftig geworden und heute über die ganze Welt verstreut.

Zu meiner Rechten kamen nun die Spitzen unzähliger Schiffsmaste in Sicht, zuerst diejenigen der West India Docks, dann, unmittelbar an der Fahrstrasse, diejenigen der East India Docks. Plötzlich wurde ich aus meinem Staunen durch die Stimme einer jungen Dame aufgeschreckt, die mich in breitem Cockney-Englisch aufmerksam machte, dass ich mein Ziel, Canning Town, erreicht habe. Sie hatte auf einer hintern Bank zugehört, als ich dem Kondukteur mein Reiseziel nannte und war besorgt, ich könnte am falschen Orte aussteigen. Das war also das Zentrum jener gefürchteten Diebshöhlen, Opiumbuden und Verbrecherschlupfwinkel, mit denen man sich gewöhnlich den Osten Londons romantisch ausmalt. Einen ähnlich freundlichen Dienst leistete mir ungebeten ein rauchgeschwärzter Fabrikarbeiter, als er mich ca. 1/211 Uhr auf der Bahn-

station traf und sah, dass ich unschlüssig war, welchen Zug ich nach London zurück zu nehmen habe. „Sie müssen in den nächsten Zug steigen. Der kommt erst in 12 Minuten. Sie wollen doch nach Fenchurch Street gehen?“

Ich fand nun Mansfield University Settlement ohne Schwierigkeit, wurde von einem schmuckgekleideten Stubenmädchen mit dem obligaten weissen Häubchen in einen kleinen Empfangssalon geführt und von den paar Herren, die plaudernd ums Feuer sassen, freundlich willkommen geheissen. Sie waren offenbar durch den Warden verständigt worden und empfingen mich wie einen alten Bekannten, boten mir den Lehnstuhl in der Ecke des Feuers an, stellten Fragen und plauderten so munter, dass man sich auch nicht einen Augenblick verlegen fühlen konnte. Dieser ungezwungene Ton unter den Insassen des Settlements ist mir sehr angenehm aufgefallen; man fühlt sich hier vom ersten Augenblick an zu Hause. Ich kann jedem, der Studien halber nach London geht, nur raten, nicht nur einen Abend, sondern mindestens 3—4 Tage hier Quartier zu nehmen, ein Weekend bietet die beste Gelegenheit zum Beobachten. Die Settlements nehmen nicht nur reguläre Pensionäre auf, sondern können bei vorheriger Verständigung etwa ein Dutzend Gäste beherbergen. Beim Nachtessen wurden mir zwei Damen vorgestellt, die auch zu den ständigen Mitgliedern der Siedelung gehören, bei der Arbeit mit-helfen, besonders aber die Führung des Haushaltes überwachen. Die Aufnahme von Damen soll den geselligen Ton des Ganzen recht gefördert haben. Ein einfaches, gutes und reichliches Mahl gab Gelegenheit zu allerlei Aussprache, dann verfügte man sich ins Gesellschaftszimmer, nahm eine Tasse schwarzen Kaffee und nachher zerstreute sich die Gesellschaft; jeder ging seiner besonderen Aufgabe nach.

Ich hatte als Studienzweck soziale Fürsorge und Unterricht genannt. Es wurde mir Gelegenheit geboten, einer Französisch-klasse einen kurzen Besuch abzustatten, dann brachte mich ein Mitglied nach Fairbairn Hall, einer Zweigniederlassung mit zwei Turnhallen, alkoholfreiem Restaurant, Billardsaal, Theatersaal, Klubzimmern usw. Ein Schlussturnen war eben im Gange. Ungefähr 30 Knaben beteiligten sich daran, in leichtem Turnkostüm, während über hundert Freunde und Angehörige mit regem Interesse den flott ausgeführten Freiübungen, Sprüngen und Gerätübungen folgten. Ich habe noch nie solchen Eifer beim Turnen gesehen, noch nie eine dankbarere Zuschauergemeinde als diese Knirpse des Eastend, viele davon in zerlumpter Jacke, die meisten aber ordentlich gewaschen, denn soviel kultureller Einfluss ist bereits von diesen Veranstaltungen ausgegangen. Vorzüglich gelangen in erster Linie die Freiübungen. Die Übungen am Geräte litten unter dem Mangel am nötigen Material. Das Reck und das Pferd hatten erst vor wenigen Monaten angeschafft werden können. Die Leiter der Veranstaltung hatten zu Beginn angekündigt, dass an diesem Schauturnen Preise verteilt würden. Ein Silberpokal und eine Medaille, eine Anzahl Bücher und etwas

Knabenspielzeug standen auf dem Gabentisch bereit und sollten durch den fremden Gast aus dem Lande der Berge, Gletscher und grossen Skifelder — das war meine Wenigkeit — ausgeteilt werden. Die Ankündigung kam mir ganz unerwartet. Ich richtete also ein paar Worte des Lobes an die Jungmannschaft und entledigte mich meiner Aufgabe im übrigen mit der Würde eines eidgenössischen Kampfrichters. Zum Schluss wurde ein dreifaches Hoch auf Doctor Henden from Switzerland — man hatte meinen Namen, wie es gewöhnlich beim Vorstellen geht, nur halb verstanden — ausgebracht, in das die Gemeinde begeistert einstimmte. Der Leiter war indessen noch nicht zufrieden. „Das war nur ein Wispern,“ sagte er geringschätzig, und nochmals schrieten die Buben ihre „three cheers for the gentleman from Switzerland“, dass die Balken zitterten.

Nun nahm mich der Warden wieder in Beschlag. Er hatte einen Diskussionsabend leiten müssen, zu dem ein tüchtiger Redner gewonnen worden war. Fairbairn Hall wurde mir nun vollständig vorgezeigt. Der Restaurationssaal war ziemlich dicht gefüllt mit jungen Leuten, die an Tischen zusammensassen und plauderten oder am Buffet Erfrischungen zu sich nahmen. Auch im Theatersaal war noch Leben. Mehrere recht ordentlich gekleidete junge Leute der Dramatic Society hatten eben eine Sitzung beendet, zu der auch einige Mädchen geladen waren. Im Theaterraum wird im Winter auch getanzt. Überhaupt gibt man den jungen Leuten jegliche Gelegenheit für erlaubte Vergnügungen. Alles Moralpredigen ist im Settlement verpönt. Man will durch das gute Beispiel wirken, den jungen Leuten freundschaftlich nähertreten, sie selbst vergleichen lassen, wie viel würdiger und schöner sie ihr Leben gestalten können als diejenigen, die in Trunksucht und Schmutz verkommen. Für jeden, der ihm begegnete, hatte der Warden ein freundliches Wort, erkundigte sich nach Freunden oder Verwandten, nach Liebhabereien, sportlichen Rekorden u. dgl. Er zeigte mir einen jungen Arbeiter, der sich im Settlement zu einem erstklassigen Billardspieler entwickelt hatte und sich gegen beste Matchspieler behaupten konnte. Der Umstand, dass hier nicht ergraute Männer, sondern jüngere Leute die Führung haben, und dass sie ihre Schutzbefohlenen wie ihresgleichen behandeln, erleichtert den Zusammenschluss und erweckt Zutrauen bei der jungen Generation. Ganz bemerkenswert sollen die Leistungen der musikalischen Abteilung sein. Sie erfreuen sich hauptsächlich an Winter-Sonntagen eines riesigen Besuches. Im Sommer ruht die Tätigkeit dieser Settlements grösstenteils. Die Versammlungssäle, Turnhallen, Theaterbühne usw. werden geschlossen; die Lehrkurse sind nur noch schwach besucht und werden für mehrere Wochen ganz eingestellt. Jetzt zieht es auch die jungen Londoner an den Abenden und Sonntagen hinaus ins Freie, in die benachbarten Felder oder auf die Themse, wo stets Leben und Abwechslung ist. Die Settler lassen indessen ihre besseren Elemente nicht ganz aus den Augen. Sie organisieren unter der schul-

pflichtigen Jugend Wandergruppen und errichten, ähnlich wie unsere Pfadfinder, an schönen Punkten der englischen Landschaft ihre munteren Zeltlager. Mansfield House hat drei solcher Boys' Camps.

Die wenigen Abendstunden waren wie im Fluge verstrichen. Ich musste mich beeilen, wenn ich den letzten Zug nach der City noch erwischen wollte. Mit einigen Worten des Dankes und mit dem Versprechen, bei meinem nächsten Besuche in 2—3 Jahren wieder anzukehren und länger zu verweilen, verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Führer. Den Besuchern Londons aber, die ein wahrheitsgetreues Bild der Weltstadt bekommen wollen, die in ihr nicht nur einen grossen Jahrmarkt sehen, sondern die Lebensbedingungen eines Gemeinwesens von acht Millionen Menschen kennen zu lernen bestrebt sind, möchte ich sehr empfehlen, ein paar Tage bei den Siedlern zu Gaste zu sein, mit ihnen freundschaftlich Fühlung zu nehmen, ihre hingebende Arbeit zu würdigen und gleichzeitig sich einen Begriff vom Leben und Treiben in den grossen Londoner Docks zu machen.

Schwachsinnigenerziehung

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von O. P. Schwarz.

II.

Der eben geschilderten isolierten und kombinierten Übung der Sinne geht die Entwicklung der Muskeldisziplin parallel; nicht in erster Linie zur blossen Muskelbildung und körperlichen Kräftigung, sondern zur Erlangung sicherer, koordinierter Bewegungen. Die Kinder der untersten Stufe sind zumeist so blöde und stumpf, so ungeschickt und un gelenkig, dass es anfänglich gar nicht leicht ist, sie für exakte, formale turnerische Übungen zu interessieren. Man lässt sie darum zunächst die einfachsten Spiele ausführen, Ballwerfen, Seilspringen, Reifeln, einen Hammer zum Klopfen gebrauchen, eine Schaufel zu verwenden usw. Die bekannte Tatsache, dass die Schwachsinnigen durch Musik angeregt werden (aus diesem Grunde hat die Anstalt auch ein eigenes grosses Orchester) und dass sie Bewegungen gerne nachahmen, wird zur Ausführung von rhythmisierten gymnastischen Übungen verwertet. Eine lärmige, lose Gesellschaft von Kindern mit sehr geringen geistigen Fähigkeiten kann durch flotte Klaviermusik oder Trommelschlag veranlasst werden, nicht nur in Reih und Glied, sondern sogar im Schritt zu gehen. Alsdann steigert man die Schwierigkeiten, indem man die Kinder zu einem, zu zweien, zu vieren, langsamer, schneller, auf den Zehenspitzen gehen und sogar kleine Hindernisse überspringen lässt. Alle Bewegungen zeigt der Lehrer vor, macht sie mit und zwar unter Begleitung von streng